

# Totentafel

Autor(en): **Janett, Georg / Braschler, Hans / Maissen, Alfons**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **21 (1979)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

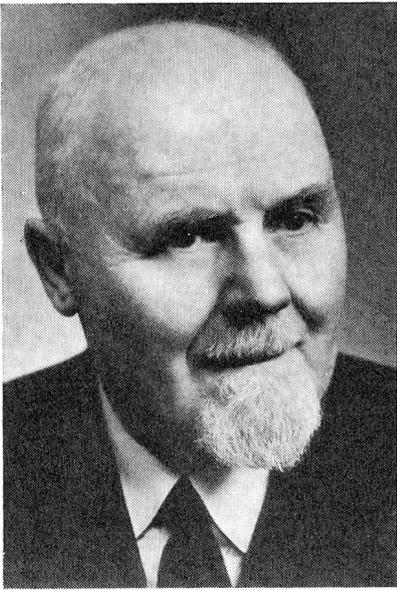
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Totentafel

## Alt Kantonsrichter und Bezirksgerichtspräsident Dr. Jakob Peter Sonder, Salouf



Eine überaus große Trauergemeinde strömte am 2. Oktober 1977 aus dem ganzen Kanton in Salouf zusammen, um von einer markanten Persönlichkeit des Oberhalbsteins Abschied zu nehmen, von einem Manne, der wohl den größten Teil seines Wirkens und Schaffens in den Dienst der Öffentlichkeit seiner näheren und weiteren Heimat gestellt hat, von einem wohlwollenden Freund und Diener seiner Mitmenschen: Dr. Jakob Peter Sonder. Ein reich erfülltes Leben, glücklich in seinem Inhalte, bescheiden suchend in seinem Streben, hat im hohen Alter von beinahe 90 Jahren am 29. September 1977 seinen Abschluß gefunden...

Als Bürger von Salouf in seinem Heimatort am 26. Juli 1888 geboren, besuchte er dort die Primarschulen, anschließend das Gymnasium in Dentsis und die Hochschule in Freiburg, welche er im Jahre 1917 mit der Promotion zum Doktor der Rechte verließ. Nach einer kurzen

Praxis als Anwalt in Chur zog es ihn schon bald in seine Heimat, das Oberhalbstein, zurück. Gemeinde, Kreis, Bezirk und Kanton betrauten den talentierten, initiativen und pflichtbewußten Mann in der Folge mit den verschiedensten Ämtern. Auf Gemeindeebene finden wir Dr. Peter Sonder während verschiedenen Jahren als Gemeindegassier, Grundbuchverwalter und Gemeindepräsident. Dem Kreise Oberhalbstein diente er in den Jahren 1919—1923 als umsichtiger Kreispräsident und später als Präsident der Kreissekundarschule. Während 34 Jahren gehörte er dem Bezirksgericht Albula an, welches er 30 Jahre lang, von 1936—1966, souverän präsierte. Dem Kantonsgericht Graubünden widmete er seine richterlichen und juristischen Fähigkeiten als Suppleant, Kantonsrichter und Kantonsgerichtsvizepräsident in den Jahren 1930—1960. Den Kreis Oberhalbstein vertrat der Verstorbene in den Jahren 1919—1957, also während beinahe 40 Jahren, als Großrat, den er im Jahre 1936 als Standespräsident leitete. — Um die Aufzählung zu vervollständigen, kämen dazu noch verschiedene zum Teil leitende Funktionen in Partei, der Großratsfraktion, dem Corpus Catholicum und den Spitälern und Stiftungen. — Alles in allem, ein vollgerüttelt Maß Arbeit neben seiner beruflichen Tätigkeit als Jurist und aktiver Bauer sowie als verantwortungsbewußter Vater einer Großfamilie! An seinem Grabe wurde ihm für sein ehrliches Bemühen und Schaffen herzlich gedankt, welches seinem Tal, dem Bezirk, Volk und Stand Graubünden voll und ganz gewidmet war.

Ich möchte aber hier und jetzt nicht nur seiner öffentlichen Tätigkeit dankend gedenken, sondern ihn auch als

Freund und Mensch würdigen. Sein fröhliches, humorvolles Wesen, sein freundliches Wort, mit dem er dem Mitmenschen begegnete, sein ernstes Suchen nach Recht und Gerechtigkeit haben mich immer beeindruckt und werden mir wie auch vielen andern stets in Erinnerung bleiben. Als langjähriger Aktuar des Bezirksgerichtes Albula habe ich ihn auf zahlreichen Dienstreisen begleitet, und dort ist er mir zum wohlwollenden, väterlichen Freund geworden, mit seiner Weltanschauung, die tief im Religiösen verwurzelt war, mit seiner Lebensphilosophie, die Güte zum Mitmenschen und aller Kreatur ausstrahlte. — Ich werde eine Zeugeneinvernahme in einer Schulstube nie vergessen, als er — unkonventionell wie er nun einmal war — vor versammelten Parteien sich ans Klavier setzte und sein Lied — von Tumasch Dolf vertont — begleitete und sang: «Nous angraztgagn bung Di', a Té.»

Das war Dr. Peter Sonder, der seine Poesie in das tägliche Leben, in die menschlichen Aufgaben transponierte, wissend darum, daß letzte Werte, daß letzte Gerechtigkeit nicht von uns Menschen kommen können. Und damit haben wir eine weitere «Saite» seines Schaffens gestreift, die Poesie, seine Gedichte, die er im wohlklingenden Oberhalbsteiner-Romanisch wohl in einer Landschaft ersann, die auch einen Segantini zu künstlerischem Schaffen inspirierte.

In den letzten Jahren ist es mit zunehmendem Alter um «Barbetta» — wie wir ihn in Freundeskreisen zu nennen pflegten — ruhiger geworden. Der Hinschied seiner lieben Gattin vor wenigen Jahren versetzte ihm einen harten Schlag; die Gebrechen des Alters machten sich bemerkbar. Er hat des Lebens Lust und Last länger getragen, als viele andere Menschen, vor, mit und nach ihm. Manche Enttäuschungen sind ihm nicht erspart

geblieben. Trotzdem ist er seinen Weg mutig, treu und ergeben geschritten bis ins hohe Alter. Alle, die ihn gekannt und geschätzt haben, werden ihn nicht vergessen. Die Heimerde, der er ein Leben lang treu

gedient hat — die Terra surmirana — werde ihm leicht. Und in seinen Worten und in seiner Sprache habe ich von ihm an seinem Grabe Abschiedgenommen: «Nous angraztgagn bung Di' a Tél!» Georg Janett

## Andreas Pedrett



Als sich das alte Jahr 1977 seinem Ende zu neigte, schloß sich auch die Lebensbahn von Andreas Pedrett. Es rechtfertigt sich, diesem Manne einige Worte des Gedenkens zu widmen, der am Silvester des vergangenen Jahres im hohen Alter von 85 Jahren seinen Erdenweg vollendete. Der Verstorbene erblickte das Licht der Welt am 26. November 1892, zusammen mit seinem Zwillingbruder Flury, als Sohn der Eheleute Andreas und Agatha Pedrett-Battaglia. Die Wiege der beiden jungen Erdenbürger stand im Straßendorf Thusis, das damals noch einen regen Pferdeverkehr aufwies. Leider verstarb die Mutter der beiden Knaben bereits 2 Tage nach der Geburt. So fanden die beiden Säuglinge bei ihrer Pflegemutter Anna Donatsch in Sils i. D. Aufnahme und liebevolle Pflege. Aus einem Bericht von Frau Pedrett ist zu entnehmen, daß alle Frauen, die Andreas in seinem Leben gekannt hat, im Schatten dieser großartigen Frau standen, die er hoch verehrte, abgöttisch liebte und der keine andere gleich kam. Obwohl

«Giunfra Anna» den beiden Buben nach Möglichkeit ihre Wünsche erfüllte, wurden sie doch nicht «verzärtelt», sondern zu einfachen, ehrlichen Menschen erzogen. Anstand, Würde und Ehre waren höchstes Gebot. Nach dem Abschluß der Schuljahre kam die Frage der Berufswahl. Eines Tages erschien der Onkel aus Chur und unterbreitete den Jünglingen das Angebot, daß einer von ihnen bei ihm in eine Photographenlehre eintreten könne. Nachdem sein Bruder verzichtete, nahm Andreas diese Gelegenheit gerne wahr und bezog Quartier bei seinem Onkel und Lehrmeister. Die Tante war eine gütige Frau und gab dem Lehrling während 3 Jahren jene Nestwärme, die der sensible Jüngling dringend brauchte. Nach dem Abschluß der Lehre begannen für ihn die Lehr- und Wanderjahre. Seine erste Stelle fand er am Zürichsee. Der Erste Weltkrieg brach aus. Da erreichte ihn ein Hilferuf aus Deutschland. Der Operateur Spring wurde unter die Fahnen gerufen und hatte mit der damaligen deutschen Armee Kaiser Willems II. einzurücken. Andreas mußte Spring in seinem Geschäft ersetzen. Die Stelle am Nekar brachte ihm ein voll gerüttelt Maß an Arbeit, aber auch viel Abwechslung und neue Eindrücke in dieser schönen, mit Reben bepflanzten Flußlandschaft. Im Jahre 1915 kehrte der junge Photograph wieder in seine Heimat zurück und fand Beschäftigung bei einem großartigen Landschaftsphotographen in Schuls. Hier machte er erstmals Bekanntschaft mit dem Amateurfilm und dem elektrischen Kopieren. In dieser Zeit erwachte in ihm auch die Liebe zur prachtvollen Hochgebirgswelt Graubündens, die ihn, wie wir noch hören werden, bis zu seinem Tode in ihrem

Banne hielt. Wieder folgte er dann einem Wunsche seines Onkels, abermals in Chur in seinem Geschäft zu arbeiten. 1917 schickte dieser seinen Neffen nach St. Moritz, um während einer Sommersaison das dortige Geschäft zu führen. Nach dem Tode des Onkels, ein Jahr später, konnte Andreas dieses Geschäft käuflich erwerben, das er in der Folge seit dem Jahre 1918 mit zäher Arbeit, Fleiß und Ausdauer zu einem blühenden Unternehmen ausbaute. Im Jahre 1920 führte der Entschlafene seine Braut, Marlies Speirer, vor den Traualtar. Bis zum Jahresende 1977, seinem Todestag, lebten die beiden in glücklicher, harmonischer Ehe zusammen, wobei Frau Pedrett ihrem Gatten am Auf- und Weiterausbau des eigenen Geschäftes tatkräftig unterstützte. St. Moritz wurde den beiden zur eigentlichen Heimat.

Es würde den Rahmen dieses Nekrologes sprengen, wollte man all das aufzählen, was Andreas in jahrzehnte langer Arbeit an Kunstwerken hervorbrachte. Wir denken da an seine Filme und Photos von unsern Bergen, Menschen, Tieren, Blumen und Pflanzen, die er in großer Zahl geschaffen hat. Mit ihm war ein begeisterter Künstler am Werk. All das sind Werte, die der Nachwelt erhalten bleiben und den Namen Andreas Pedrett niemals vergessen lassen werden. Trotz großen Erfolgen ist er aber stets ein bescheidener, stiller, einfacher, gütiger und liebenswürdiger Mensch geblieben. Er hat im Stillen außerordentlich viel geleistet und Graubünden, das Engadin, Bergell und Puschlav weit über unsere Grenzen hinaus bekannt gemacht. Auch die verschiedenen Ehrungen, die ihm im Laufe der Jahre zukamen, hat er mit Ruhe und Besonnenheit entgegen genommen und sich in seiner sympathischen, menschlichen Art still darüber gefreut. Der Gemeinde St. Moritz diente er als Gemeinderat. Nachdem er sein Geschäft in jüngere Hände übergeben konnte, war ihm noch ein langer, beschaulicher Lebensabend beschieden, der er mit seiner treubesorgten Gattin genießen durfte, auch wenn seine Gesundheit hie und da zu wünschen

übrig ließ. Er erzählte gern von seinen Erlebnissen und Eindrücken, ohne sich zu rühmen, oder gar seine Leistungen in den Vordergrund zu stellen.

Gedenkworte an den Verstorbenen wären unvollständig, wenn man nicht seine großen Leistungen als Alpinist würdigen würde. Mit der Aufnahme seiner Tätigkeit in St. Moritz zog es ihn immer in die Berge und ins Hochgebirge. Er war ein kühner und sicherer Berggänger, ja, man darf sagen, ein verwegener Kletterer, Sommer und Winter sah man ihn in einfacher und bescheidener Bergbekleidung schwer bepackt durchs Gebirge wandern, still und besonnen in sich gekehrt, aber seine Umgebung scharf und aufmerksam beobachtend. Dadurch entstanden seine prachtvollen, faszinierenden Photo- und Filmaufnahmen. Mit dem Beginn meiner beruflichen Tätigkeit im Oberengadin 1934 und mit dem Eintritt in die Sektion Bernina des SAC lernte ich Andreas Pedrett kennen. Als der Schreibende im Februar 1939 mit dem damaligen Major Charles Golay als Kp. Kdt. zum Wintergebirgs WK der Geb. Br. 12 nach Pontresina einrückte, war es Andreas Pedrett, der uns auf der Besteigung des Piz Palü am 3. März begleitete und den prächtigen Farbenfilm dieser Erstbesteigung einer Einheit im Winter drehte. Wir alle bewunderten den zähen, sehnigen Mann, der als HD-Soldat seine schwere Filmausrüstung mitschleppte und unermüdet dieses Ereignis beim Auf- und Abstieg aufnahm. Als das Central Comité des SAC seinen Sitz in Pontresina hatte, war es selbstverständlich, daß Andreas Pedrett ins CC gewählt wurde. Von 1940—1943 hatte er das verantwortungsvolle Amt eines Sommer-Tourenchefs inne, das er mit Auszeichnung führte. Die Gebirgsausbildung der Mitglieder der Sektion Bernina des SAC und der Jugend lag ihm ganz besonders am Herzen.

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, rückte der Verstorbene 1939 als Hilfsdienstpflichtiger beim Platzkommando Oberengadin ein. Dort traf ihn zufällig sein Freund und Bergkamerad Major Golay unter einer Men-

ge von Fahrrädern, deren Kontrolle er zu führen hatte, einer Tätigkeit, die ihm gar nicht zusagte und eher traurig stimmte. Durch die Intervention Golays gelang es dann, ihn zur Film-Equipe der Gebirgsbrigade 12 umzuteilen. Hier war nun Andreas in seinem Element. In unzähligen schweren und waghalsigen Unternehmen hat er meisterhafte alpin- und militärtechnische Filme gedreht. Ohne sein sicheres Klettern, und ohne seinen Mut und die Erfahrung und die Kenntnisse der Verhältnisse in Fels, Schnee und Eis wären diese Photos und Filme überhaupt nicht möglich gewesen. Vergessen wir nicht, daß stets neben Verpflegung und Gebirgsmaterial zusätzlich noch Film- und

Photoausrüstung, Kameras und Stativ mitzuschleppen waren. Unvergesslich bleibt uns allen, wie freudig jeweils seine Augen leuchteten, wenn er mit-samt seiner Gattin an den Erinnerungstagen des Wintergebirgs WK 1939 mit uns zusammensaß, letztmals am 18. April 1977 im Hotel Bernina in Samedan.

Andreas Pedrett ist nicht mehr, ein liebenswürdiger, bescheidener Mensch, ein treuer Freund und flotter Kamerad ist für immer von uns geschieden. Ein langes, arbeitsreiches und wohlgefülltes Leben hat sein Ende gefunden. In der Erinnerung wird er aber uns unvergesslich bleiben und in unseren Gedanken weiterleben.

Hans Braschler

## Michèl Maissen, ein romanischer Volksdichter



Am 18. Februar 1978 verstarb der bekannte Volksdichter Michèl Maissen in seinem 77. Lebensjahr. Er war am 29. September 1901 in Siltginas, einem hoch über Somvix liegenden Bauernhaus, geboren worden. In seinen Gedichten kommt dieses herrliche, sonnige Stück Erde immer wieder zur Sprache. Die freie, hehre Alpenwelt war sein Revier, die als Gottes Schöpfung in ihm immer wieder gepriesen und besungen wird, so

unter anderem in seinem Gedicht «Il grond artist» (Der große Künstler):

Ti grond artist, ti nunveseivel,  
nu ei tiu maun schi inschigneivel,  
cu has tes plans elaborau,  
con temps has ti per quels duvrau?

\*

Du großer Künstler, du Unsichtbarer,  
wo ist deine so geschickte Hand?  
Wann hast du deine Pläne geschmie-det,  
wieviel Zeit hast du dazu gebraucht?

In der Folge zählt der Dichter die verschiedenen Schöpfungsakte auf, die Erschaffung des Wassers, des Regens und Hagels, der eisigen Kälte, dann des riesenhaften Gebirges, der Tier- und Pflanzenwelt, schließlich die Erschaffung des Menschen, alles durch den göttlichen Schöpfer aus dem Nichts erschaffen.

In seinem Gedicht «Damondas» (Fragen) geht der Dichter einen Schritt weiter und fragt sich: Weshalb ist die Seele des Menschen mehr als alle anderen Wunder dieser Welt? Und die Antwort lautet: Weil Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat.

Michèl Maissens Dichtung ist allmählich entstanden. Als Bursche, nach langen Jahren der Volksschule in Somvix, als Heim- und Alphernte, als Gelegenheitsarbeiter und Bauer, versuchte er, Begebenheiten und Gedanken in Versform zu gießen. Mit solchen Gelegenheitsgedichten wollte er Freunde und Bekannte erfreuen und ergötzen. Maissen war später genötigt, seine engere Heimat zu verlassen. Als Hotelangestellter, später als Versicherungsagent, erwarb er sich neue Lebenserfahrungen, vertiefte sich in die Geheimnisse dieser Welt, versuchte immer mehr, seine Gedanken zu ordnen. Jede freie Minute galt der inneren Formulierung des Gedachten. So erwarb er sich, innerhalb gesetzter Grenzen, eine große Fertigkeit im Schreiben von Versen, Reimungen und kleinen Gedichtformen.

Die Gedichte von Michèl Maissen sind zum Teil in einem Bändchen *Molas Mulin* (Mühlsteine) erschienen, Chur 1971, anlässlich seines 70. Geburtstages, weitere in romanischen Zeitschriften, in Tageszeitungen. Neben seiner Gedankenwelt, die er zum Ausdruck bringen wollte, stand ihm die Erhaltung seiner romanischen Muttersprache im Vordergrund. Er glaubte, durch die Verherrlichung seiner Sprache und Kultur, durch seine literarische Arbeit insgesamt zur Erhaltung der gefährdeten Sprache einen Beitrag leisten zu können.

Sein dichterisches Vorgehen, verbunden mit einer emsigen Geschäftigkeit in der Verbreitung seiner Erzeugnisse, entsprach durchaus den Gepflogenheiten der Volksdichter. Sobald ein Gedicht entstanden war, wurde es Freunden und Bekannten überreicht, oft vorgelesen und interpretiert, dies, wo es auch immer sein mochte, in der Eisenbahn, in der Wirtsstube, mitten auf der Straße. Erst nachher, nach eingehender Besprechung und Anhörung der Ansichten der Beteiligten, wurden die Gedichte veröffentlicht, meistens in der Gasetta Romontscha. Das Unmittelbare interessierte die Volksdichter, zusammenfassende Ausgaben in zweiter Linie. Damit unterscheiden sie sich maßgebend von den intellektuellen

Dichtern. Der lebensnahe, dichterische Dialog mit der Öffentlichkeit ist ein Merkmal aller Volksdichter. Diese direkte Mitteilungspraxis beschränkte sich bei Michèl Maissen nicht nur auf Gedichte, sondern erweiterte sich auf manchmal recht scharfe Kritiken an romanischen Vereinigungen, an hochgestellten Politikern und Geistlichen. Solche Briefe und Schriften mögen den Empfänger wie auch dem Verfasser manches Unangenehme hervorgebracht haben. Michèl Maissen stand mit beiden Beinen aktiv mitten in der romanischen Bewegung, war immer bereit, furchtlos seine offene Meinung zu äußern.

Die genauere Art und Weise des Dichtens von Michèl Maissen erklären zu wollen, würde recht weit führen. Er hat sich oft darüber geäußert. Wie die übrigen Volksdichter, wir nennen nur Luis Candinas und Paul Duff, die wir besser kennen, nannte auch Michèl Maissen keine bevorzugten Vorbilder unter den Dichtern der Gegenwart und Vergangenheit. Maissen verfolgte emsig und mit großem Interesse die Tagesereignisse, die neuesten Veröffentlichungen in romanischer Sprache, die Zeitungen, wobei die lokalen Begebenheiten den Vorrang besaßen. Durch seine Berufung als Versicherungsagent erhielt er noch engere Kontakte mit seiner angestammten Heimat, mit Bekannten und Freunden seiner Sprache und Kultur. Diese neuen Erfahrungen, zusammen mit den Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, dazu seine scharfe Beobachtungsgabe, schufen die Grundlage, die Grundthematik für sein dichterisches Werk.

Aus dieser gegenwartsbezogenen Zeitspanne heraus, der Kindheit, der Erlebnisse der Alpenwelt, der harten Arbeit und kargen Verdienstmöglichkeiten inmitten seiner zahlreichen Geschwister, dem Zwang seine engere Heimat zu verlassen, vermengt mit den fortlaufenden Zeitbegebnissen, entstand eine interessante Synthese von Altem und Neuem, wobei das althergebrachte Kulturgut, die Sprache der Rätoromanen, in Schutz genommen, die heutige Überheblichkeit, die Verschwendung von Natur- und

Kulturgütern eindeutig verworfen werden. So verstrickt sich unser Dichter in Beschreibungen des Laufes des jungen Rheins bis zum Meer. Im Selbstgespräch rügt der Rhein, wie sehr man ihn einengt, sein kostbares Naß verschwendet, verschmutzt und versenkt. Auch seinen eigenen Lebenslauf, seine Rückkehr zum Ursprung beschreibt er. Wie der Bergbach ist auch sein Leben:

Jeu sundel sco in dutg selvadi  
naschius sigl ault en libertad,  
aschia sun semess sin viadi  
che mein' en la perpetnada.

\*

Ich bin wie ein wilder Bergbach,  
in der Höhe in Freiheit geboren,  
begebe mich auf der Reise,  
die mich in die Ewigkeit führt.

Michèl Maissen besingt die alten Gebäude, die Dorfmühlen, beschreibt hervorragend die immer neu wiederkehrenden Jahreszeiten, das Leben der Äpler, die Alpentladung, das Gewitter, Lawinen und Hochwasser, Blitz und Donner, Elemente, die das Gebirgsvolk in Angst und Schrecken versetzt.

Eine besondere Fähigkeit ist seine präzise, aber einfache Beschreibung von bäuerlich-alpinen Arbeitsfolgen, beispielsweise der Gewinnung und Verarbeitung von Enzianwurzeln zur Herstellung von Branntwein, die althergebrachte Anwendung des Erzhaufens, der nur mehr als Zierstück Bestand hat. In solchen Momenten kargt Michèl Maissen nicht mit ironischen Ausfällen.

Wer das Gedichtbändchen «Molas Mulin» (die Anfangsbuchstaben seines Namens tragender Titel) mit seinen 95 Gedichten etwas genauer betrachtet erkennt, wie sehr der Dichter immer wieder die «Höhe», die «Anhöhe» als Ausgangspunkt für seine Betrachtungen betont. Der junge Rhein nimmt seinen Anfang im hochgelegenen Bergsee, der Bach seinen Lauf am hohen Rand des Gletschers, das Leben des Dichters hat seinen Ursprung in lichten Höhen eines weit und breit allein stehenden Berghauses

und Bauernhofes. Sein Leben verläuft von der Höhe nach unten. Das «Unten» bedeutet Heimweh, die Rückkehr Erlösung. Wenn der Mensch durch die Geschehnisse erdrückt wird, bedeutet dies Tiefstand. Niemals ist alles verloren, die Hoffnung in die Güte und Allmacht Gottes erhebt den Menschen. Er kehrt zurück zum Ausgangspunkt. So läßt er auch den Rhein in Form von Wolken wieder zu den Gletschern hinauf, nachdem er sich ins Meer gestürzt hat, — und der Weltenlauf beginnt von neuem.

Nur einmal wagt Michèl Maissen ein längeres Gedicht zu schreiben. Ihn muß der große Naturforscher P. Placidus a Spescha beeindruckt haben. In 8 Abschnitten mit 47 Strophen wird auch hier das Leben des bekannten Forschers laufend beschrieben. Er tut dies nicht in gewöhnlicher Art und Weise. Er läßt den Bergsteiger und Kristallgräber wandern. Er kommt vom Gebirge her und steigt hinein in das moderne Leben des Jahres 1965. Er passiert seinen Heimatort Truns, sieht sein Kloster Disentis, erörtert Neues erstaunt, sieht den Ahorn, die St. Anna-Kapelle, traute Örtlichkeiten, da Placidus a Spescha 1824 maßgebend an der 400-Jahrfeier der Gründung des Grauen Bundes mitgewirkt hatte. Seine gemeinnützigen Werke, vor mehr als 100 Jahre begonnen, sind fortgesetzt worden. Dies tröstet und befriedigt den Pater. Aber im Ganzen genommen kann er nicht mehr die neue Welt verstehen. Gerne geht er wieder zurück in die Ewigkeit. — Auch hier also eine Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem, wobei die guten Seiten des Neuen, wirkliche Fortschritte, doch bejaht werden.

Das in einfacher, gediegener Sprache geschriebene dichterische Werk Maissens ist eminent religiös. Alles kommt von Gott und geht zu Gott. Dies ist spürbar auch in Gedichten weltlicher Natur.

Michèl Maissen, ein Vertreter der Volksdichtung, ohne höhere Bildung, hat 1967 einen Kurzroman verfaßt. Er wurde dazu angeregt. Als Ausgangs-

punkt wählte er eine wahre Begebenheit, die sich in seiner Jugendzeit, in seiner Umgebung, abgespielt hatte. Er versetzte die Handlung in die Zeit um 1900. Aus dem 19. Jahrhundert kannte der Verfasser eine Anzahl Auswanderergeschichten und in dieser Art wollte er seine Erzählung gestalten, die er mit «Riget de Stavonas» betitelte.

Der junge Mann Riget verläßt sein Dorf Stavonas fluchtartig in einer klaren, kalten Winternacht des Jahres 1900. Was hat ihn zu dieser Tat getrieben? Aus Eifersucht hatte er seinen Widersacher, einen Fremden namens Giuseppe, mit einem Steinwurf schwer verletzt. Er verläßt den Tatort in der Annahme, sein Gegner sei tot. Um der Polizei und dem Gericht zu entfliehen, will er nach Amerika ausreisen. Dies gelingt ihm nach unsäglichen Mühen und Entbehrungen. Dem intelligenten und zielbewußten Jüngling gelingt es, in Amerika allmählich reich zu werden. Es ist ihm auch vergönnt — was ihm in seiner Heimat versagt war — in eine große Farm einzuheiraten. Am Ende seines Lebens sieht er ein, daß Reichtum allein nicht glücklich machen kann. Er wird sogar von seinen eigenen Söhnen verstoßen, siedelt in die Stadt um, macht die Bekanntschaft mit einem hilfbereiten Geistlichen, der ihm neue Hoffnung vermitteln kann. Seine Heimat hatte er einmal besucht, aber sie bald wieder verlassen. Er erlebte sie in seinen alten Tagen noch einmal durch Klänge und Gesänge einer Trachtengruppe, die die Neue Welt besucht hatte. Vor seinem Tod vermacht er Teile seines Vermögens gemeinnützigen Institutionen. — So ist auch hier der glückliche Ausgang und die Rückkehr zu Gott gewährleistet.

Die Erzählung «Riget de Stavonas» ist nicht als Abklatsch alter Vorbilder anzusehen. Neue Elemente kommen hinzu, die Einbettung der damaligen Verhältnisse, die hoffnungslose Erwerbsbedingungen erwähnt, die die Flucht des jungen Riget erleichterten. Er hatte schon vor dem blutigen Vorfall nach allen Richtungen Umschau gehalten, da er die Misere im eigenen

Lande nicht mehr mitmachen wollte. Vorzüglich zu bewerten sind die Beschreibungen in dieser Erzählung.

Wer dem Volke uneigennützig etwas zu geben hat, wird früher oder später anerkannt und geehrt. Michèl Maissen, so einfach und anspruchslos er auch war, hatte mit seinen Gedichten einen vollen Erfolg. Eine Anzahl seiner Gedichte wurden von bewährten Komponisten vertont. Dies bereitet ihm besondere Genugtuung. Anlässlich der Abdankung in der Kathedrale erklangen zu seinen Ehren Lieder mit seinen Dichtungen.

Maissens eindringliche Worte sind für immer verstummt, sein dichterisches Werk wird ihn noch lange in Erinnerung rufen, den mutigen Verfasser romanischer Sprache und Kultur.

#### *O Diu con gronds eis Ti*

O Diu con gronds e buns eis Ti,  
jeu, il carstgaun, stoi quescher,  
negin patratg en in tschurvi  
sa perscrutar tiu esser.

Jeu sun in puorl muentaun sin via,  
in pliev zanaua el stemprau,  
denton avon la fatscha tia  
sai jeu mai esser el zuppau.

Ed il grond di della levada  
sas ti persuls mei leventar,  
en tia nundumbrevl' armada  
lai mei po era secattar.

\*

Oh Gott, wie groß und gut bist Du,  
ich, der Mensch, muß schweigen,  
kein Gedanke in einem Gehirn  
kann dein Sein ergründen.

Ich bin ein Stäubchen auf die Straße  
gefeht,  
ein Regentropfen irgendwo im Sturm,  
doch vor deinem Antlitz  
kann ich nie verborgen bleiben.

Und am großen Tag der Auferstehung  
kannst du allein mich erwecken,  
in deiner unermeßlichen Armee  
laß doch auch mich einkehren

Alfons Maissen

## Rektor Dr. Hans Meuli



Am Karfreitag 1978 starb im Kantonsspital Rektor Dr. Hans Meuli, nachdem er sein schweres Leiden mit vorbildlicher Beherrschtheit getragen hatte. Das *otium cum dignitate*, während dessen er seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Lektüre, dem Wandern und der Beobachtung des politisch-kulturellen Geschehens, hätte frönen können, war ihm nicht mehr beschieden. Diese Muße wäre ihm umso mehr zu gönnen gewesen, als er während seiner 15jährigen Tätigkeit als Rektor der Kantonsschule nur wenig Freizeit gehabt und große Teile der Ferien der Schularbeit gewidmet hatte.

Hans Meuli wurde im Jahre 1916 in Chur geboren und besuchte hier Volks- und Mittelschule. Seine Kantonsschulzeit war ihm in bester Erinnerung. Das merkte man, wenn er in den letzten Jahren gelegentlich aus dieser Zeit berichtete und sich dabei scherzend auf seine über vierzigjährige Kenntnis der Kantonsschule berief. Nach der Maturität im Jahre 1935 wandte er sich dem Studium der Altphilologie zu, zuerst in Zürich, dann an der Hansischen Universität in Hamburg. Nach dem dreisemestrigen Auslandsaufenthalt setzte er seine Studien in Zürich fort, wo er vor allem Vorlesungen und Übungen der Professoren E. Howald, M. Leumann und E. Meyer besuchte.

Neben den alten Sprachen oblag er auch rechtswissenschaftlichen Stu-

dien. Daneben besaß das Theater für ihn eine ganz besondere Anziehungskraft. Mit diesem Bereich setzte er sich denn auch in seiner Doktorarbeit auseinander, welche den Titel trägt: «Der König in der griechischen Tragödie.»

Nachdem er verschiedene Vikariate innegehabt hatte — unter anderem in Glarisegg, Zuoz und Basel — wurde er 1943 als Lehrer für Latein und Griechisch an die Bündner Kantonsschule gewählt. Damals wie auch in späteren Jahren galt er als strenger Lehrer, der keine Halbheiten duldet und konsequent forderte. Aber er vermochte den Schülern auch etwas zu bieten. Sein Unterricht erschöpfte sich nicht in der Vermittlung von Sprachkenntnissen, sondern diente wesentlich auch dem Ziel, die Schüler mit dem antiken Gedankengut vertraut zu machen. Außerdem war er darauf ausgerichtet, die Schüler zu sorgfältigem Analysieren und klarem Denken zu erziehen. Insbesondere das Studium des Lateinischen mit seiner einzigartigen Durchsichtigkeit sollte den Schüler lehren, zwingend zu formulieren und zu argumentieren. Wie sein verehrter Lehrer Prof. Ernst Howald lehnte Hans Meuli pseudowissenschaftliches Geflunker aufs entschiedenste ab und ließ nur gelten, was unerbittlicher Kritik standhielt. Diesbezüglich war er ein typischer Walsener, der nüchtern untersucht, was ihm unterbreitet wird, und insbesondere modische Schlagworte schonungslos auf ihren Wahrheitsgehalt prüft.

Neben seiner Lehrtätigkeit befaßte sich Hans Meuli intensiv mit dem Churer Theater. Das kleine Berufstheater war nach dem zweiten Weltkrieg immer härteren Bewährungsproben ausgesetzt und konnte nur überleben, wenn ihm eine angemessene Bühne zur Verfügung stand. Hans Meuli war wesentlich mitbeteiligt an der Projektierung des neuen Stadttheaters, das 1959 eingeweiht werden konnte.

Das Theater begeisterte Hans Meuli, der auch selber gelegentlich

Theater spielte oder Regie führte, mehr als Musik und bildende Kunst. Diese Bereiche wurden ihm jedoch durch seine Frau Rosemarie, geb. Musfeld, mehr und mehr erschlossen. Durch sie lernte er insbesondere auch neuere Malerei besser kennen, und sie veranlaßte ihn auch, öfter Musik zu hören. Dazu war dann reichlich Gelegenheit, als sich die beiden Söhne musikalisch betätigten und einer sogar ein Musikstudium in Angriff nahm.

Zu den auffallendsten Begabungen Hans Meulis gehören sein Organisationstalent und seine Fähigkeit, prägnant zu formulieren. Dies stellte er in jungen Jahren als Sekretär der Demokratischen Partei unter Beweis. Später kamen ihm diese Talente zugute, als er im Auftrag der Lehrerkonferenz Kommissionen zu leiten hatte. Die erwähnten Eigenschaften prädestinierten ihn — zusammen mit seiner Umsicht und seinem ausgeprägten Verantwortungsbewußtsein — zum Schulleiter. So wurde er 1963 als Nachfolger von Dr. Peter Wiesmann zum Rektor der Bündner Kantonsschule gewählt.

In den 15 Jahren, während deren er die Kantonsschule führte, stieg die Zahl der Schüler von 600 auf über 900 an. Dieses starke Wachstum erforderte auch entsprechende bauliche Erneuerungen. Zunächst mußte ein neues Konvikt gebaut werden, dann folgte der Neubau der Unterrichtsgebäude (1968 bis 1973), und schließlich galt es, die Turn- und Sportanlagen auf mehr als das doppelte Ausmaß zu vergrößern.

Bei diesen Arbeiten ging Hans Meuli ebenso behutsam wie zielstrebig zu Werke: behutsam prüfte er, ob die zahlreichen Wünsche und Vorschläge sinnvoll und verantwortbar waren; zielstrebig verwirklichte er, was sich als notwendig und realisierbar erwies.

Bei allen diesen Arbeiten kam ihm sein Talent als Debatter zugute. Sitzungen und Konferenzen leiten, debattieren, einen Verhandlungs- oder Abstimmungsmodus finden, der eine schwierige Situation klärt, ohne daß eine einzige demokratische Spielregel

verletzt wurde: das waren Tätigkeiten, die ihm spürbaren Spaß bereiten konnten. Dabei mußten auch Leute, die ihm kritisch gegenüberstanden, anerkennen, daß er sich stets aufs sorgfältigste vorbereitet hatte, brillant formulierte und in juristischen Belangen jederzeit kompetent Auskunft geben konnte.

Spürbare Wollust konnte es ihm auch bereiten, wenn es darum ging, eine Verordnung so zu formulieren, daß jeder Artikel hieb- und stichfest war. Das wußte auch seine vorge setzte Behörde zu schätzen. So ist in den vergangenen 15 Jahren kaum eine kantonale Verordnung auf Schulgebiet erlassen worden, an der er nicht maßgebend mitgewirkt hätte.

Die eigentliche Bewährungsprobe war für manchen Schulleiter der vergangenen Jahrzehnte die Zeit von 1968 bis etwa 1973. Die «Revolution» von 1968, in deren Verlauf immer wieder und von verschiedenen Seiten Reformen verlangt wurden, war auch in der Bündner Kantonschule durchaus spürbar, wenn auch in etwas abgeschwächter Form. Rektor Meuli trat ihr gefaßt und gelassen gegenüber. Er war bereit, die neuen Forderungen zu überprüfen, verlangte aber, daß dies «unbestechlich und objektiv» zu geschehen habe.

In der programmatischen Rede, die er anlässlich der Einweihung der neuen Schule am 19. Mai 1973 hielt, sagte er: «Diese kritische Welle hat unbestreitbar Verdienste zu buchen: Sie hat Leben und Bewegung in das Denken und Trachten im weiten Felde der Erziehung und Bildung gebracht. Hergebrachtes und Bestehendes wird in Frage gestellt, wird neu überprüft, Alternativen werden angeboten. Bedenken sind anzumelden dort, wo kritiklos Kritik das Feld beherrscht, wo das Urteil über das Bestehende gleichsam ohne Verhandlung gefällt wird, wo die Schule von morgen konzipiert wird, ohne die Schule von heute einer echten, kritischen Prüfung zu würdigen.»

Entsprechend der positiven Würdigung der kritischen Welle zu Beginn dieses Zitates hat Rektor Meuli das Bestreben, eine Schülerorganisation zu gründen, unterstützt. Er war auch

bereit, die Mitarbeit von Schülervertretern in Kommissionen und einzelnen Lehrerkonferenzen zu gestatten. Außerdem behandelte er in der Rektorskommission eine Fülle von Eingaben der Schülerorganisation genau so ernsthaft wie jede andere Eingabe. — Unter der Voraussetzung, daß nach wie vor ernsthaft und zielgerichtet unterrichtet wurde, war er auch bereit, Aktivitäten, welche das Schulleben auflockerten, wie zum Beispiel Theateraufführungen und Schulfeste, tatkräftig zu unterstützen.

Eine bedeutende Reform, die er durchsetzte, betraf die Schüler- und Elternberatung, die vor allem im Interesse der schwächeren Schüler eingerichtet beziehungsweise verbessert wurde. — Manche Schüler, die mit

Rektor Meuli nie in näheren Kontakt gekommen sind, mögen ihn als kühl und distanziert empfunden haben. Viele haben aber auch erfahren, wie eingehend er sich mit Schülern, die in einer schwierigen Situation waren, auseinandersetzen konnte. Wir dürfen es als ein bedeutendes Vermächtnis betrachten, daß er gerade in den letzten Jahren die Lehrer mehrmals eindringlich davor gewarnt hat, einen ungesunden Leistungsstreß aufkommen zu lassen, den sensible Schüler nicht verkraften können.

Mit Hans Meuli hat Graubünden einen tüchtigen Lehrer und Schulleiter verloren, einen Menschen von außergewöhnlicher Begabung, großem Engagement und vorbildlicher Selbstbeherrschung. G. Peterli

## Christian Lenggenhager



Mit dem Verstorbenen Bekanntschaft zu schließen, empfahl mir der allzufrüh verstorbene Freund und Arzt Dr. R. Melcher aus Sils, als ich als junger Mann aus dem Engadin nach Chur kam. Zwar — so sagte mir Ruedi Melcher — habe Christian Lenggenhager kein höheres Studium absolviert, aber er sei ein ausgezeichnete Kenner unserer einheimischen Vogelwelt.

In der Tat lernte ich in Christian Lenggenhager nicht nur einen versierten Ornithologen kennen, sondern ebenso sehr einen weisen Mann mit

Herz und Ausdauer. Seine Kenntnisse holte er vor allem aus der Natur selbst. Schon als Knabe interessierten ihn die Tiere. Er beobachtete sehr genau, schrieb sich die Wahrnehmungen auf, studierte die Literatur, erkannte die Zusammenhänge und brachte es so zur unbestrittenen Meisterschaft. Wer auch immer Probleme mit Tieren hatte, suchte bei ihm Rat, und wer ein totes oder krankes Tier fand, brachte es Christian Lenggenhager. Hinter seinem Hause hatte er eine Volière eingerichtet, in welcher er Findlinge aufnahm, sie gesund pflegte und nach Möglichkeit wieder frei fliegen ließ. Mit seiner Waldohr-eule, die eines verstümmelten Flügels wegen nicht mehr ausgesetzt werden konnte, verband ihn eine tiefe Freundschaft.

Unzählig sind die Vögel, die Christian Lenggenhager im Auftrage der Schweiz. Vogelwarte beringte, um ihr Leben und Zugverhalten genauer kennen zu lernen. Er scheute keine Mühe und stieg vor wenigen Jahren im Schanfigg, an einem Seil befestigt, über eine hohe Wand in einen besetzten Adlerhorst.

Das Ergebnis all seiner Beobachtungen veröffentlichte er im Nach-

trag zu Corti «Führer durch die Vogelwelt Graubündens» und anderen Fachzeitschriften. Dadurch wurde er zum anerkannten und geachteten Fachmann weit über die Grenzen Churs und Graubündens hinaus.

Ihn beschäftigten vor allem die leidenden Tiere. So schritt er immer ein, wenn Tiere mißhandelt oder Opfer unserer Zivilisation wurden.

Dank seiner ausgewogenen Qualitäten wurde er zum Präsidenten des bündnerischen Tierschutzvereines erkoren, dem er während 14 Jahren vorstand. Es lag ihm daran, das Tier nicht zu vermenschlichen, sondern dessen Eigenart kennen zu lernen, es dementsprechend zu behandeln und falschverstandene Tierliebe geduldig in richtige Bahnen zu lenken.

Seit 1969 vertrat er den Kanton Graubünden im Zentralvorstand des schweizerischen Tierschutzverbandes. Auch das Tierheim, welches in Chur im Entstehen ist, trägt seine Züge.

Er war ein eifriges Mitglied des Vorstandes der Naturforschenden Gesellschaft und besuchte trotz allen Herzbeschwerden jeden Vortrag.

In Vorträgen und auf Exkursionen, zuletzt vor einem Jahr in den Fläscher Auen, verstand er es, uns die Vogelwelt näher zu bringen. So wurde er zum Ehrenmitglied dieser Gesellschaft ernannt. Viele Jahre arbeitete er in der Naturschutzkommission der Gesellschaft und wurde Ehrenmitglied des Bündner Naturschutzbundes.

Die Regierung berief ihn in die Beratungskommission für das Jagdwesen, wo er es stets verstand, den Gedanken des Tierschutzes in die Jagdausübung hineinzutragen. In einfacher aber überzeugender Art und Weise erreichte er dort Erstaunliches. Er setzte sich für den Schutz seltener Biotope ein (Reichenau, Felsberg, Monté, Fläsch) und kämpfte für gefährdete Arten, wie jene des Auerhahns, der Schnepfe und für die richtige Hege und Pflege der Vögel.

Daß bereits in den fünfziger Jahren überzählige Steinböcke in der Kolonie des Piz Albris nicht einfach geschossen wurden, ist ebenfalls seinem Mitwirken zu verdanken.

Ein ernstes Anliegen war ihm der Neubau des Naturhistorischen Mu-

seums. Er war zusammen mit dem unvergeßlichen Dr. Scharplatz ein Freund des Gönners Dr. Moritz Blumenthal. Unerschrocken und unermüdlich setzte er sich für die Verwirklichung des Neubaus ein. Bei einer Erbschaft von rund 2,5 Mio fehlte ein ebensohoher Betrag, der zusätzlich finanziert werden mußte. So wurde er Mitglied der Stiftung für den Neubau des Museums unter alt Regierungsrat Stiffler und Mitglied der Baukommission unter Regierungsrat Largiadèr.

Mit großer Freude und Genugtuung konnte er das Erstehen des

Baues an der Masanserstraße noch miterleben.

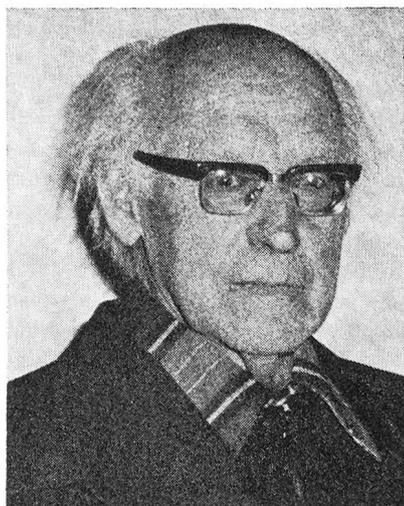
Mit ebensolcher Hingabe hat er sich für die Neuauflage des Vogelbauers von Conrad v. Balenstein eingesetzt und trotz allen Schwierigkeiten den Druck durchgesetzt.

Christian Lenggenhager war immer bescheiden in seinem Auftreten, klar und natürlich in seinem Ausdruck, exakt im Beobachten, unnachgiebig im Verfolgen gesteckter Ziele, für sich anspruchslos und stets mit Rat und Tat hilfsbereit.

Alle Kreise, denen er diente, entbieten ihm ein «requiescat in pace».

Peider Ratti

## Kunstmaler Ernst Schäublin



Am 20. Juni starb im Spital Schiers der in Klosters wohnhafte Künstler Ernst Schäublin im Alter von 83 Jahren. Er hat in seinem ganzen Leben nur etwa 13 Bilder gemalt, trotzdem war er von 1938—1971 Mitglied der GSMBA und wird voraussichtlich in die Bündner Kunstgeschichte eingehen als einer der wenigen Surrealisten.

Es ist fast unmöglich, im vielseitigen Wirken Schäublins Prioritäten zu setzen. Der Freizeitkünstler erfüllte seine Aufgaben ebenso selbstverständlich als Bergbauer, Pensionsvater und Politiker.

In der Landwirtschaft war ihm sein Schwager Christian Kasper «Büöl-Hitsch» ein vorzüglicher Lehrmeister.

Dankbar nahm der Neuling die Ratschläge der erfahrenen Bergbauern an, wodurch er von diesen bald als ihresgleichen akzeptiert wurde und er sich von ihm in administrativen Dingen beraten ließ. Einheimische bewiesen ihm ihr Zutrauen, indem sie ihn, den Zugewanderten, als Gemeinderat, Schulrats- und Gemeindepräsidenten, Landammann und Großrat wählten. Der ruhige, ehrliche Politiker galt bald als gerecht und beharrlich. Er habe sich, meinte ein ehemaliger Kollege, keinen Zoll von einem als richtig erkannten Weg abbringen lassen. Er sei sich selbst und seiner Menschlichkeit stets treu geblieben. Längere Zeit stellte Ernst Schäublin sein Wissen auch in den Dienst der kantonalen Natur- und Heimatschutzkommission. Als Kunstmaler wurde er im Bündner Jahrbuch 1975 von Dr. phil. Gabriel Peterli gewürdigt.

### *Wieder der Künstler*

Man mag sich fragen, warum aus den vielen erfolgreichen Tätigkeiten Ernst Schäublins immer wieder die Malerei hervorgehoben wird, welche im Vergleich an Zeitaufwand wohl eher einen kleinen Teil des reicherfüllten Lebens ausmachte. Mancher seiner Bekannten wußte nur am Rande von dieser Nebenbeschäftigung. Anders betrachtet wird sie aber die Hauptsache gewesen sein. Sie war das Ausdrucksmittel, die Sprache des

Menschen Schäublin. Für ihn war sie wesentlich, er mußte wie jeder echte Künstler seine Gedanken, seine unerfüllbare Sehnsucht darstellen. Dennoch tat er es stets nur nebenher. Er nahm seine Pflichten als Landwirt, dem von seiner Frau ererbten Gut gegenüber ernst. Er nahm sich selbst und seine Verewigung nicht so wichtig, um mehr als die ihm zustehende Freizeit dafür aufzuwenden. Trotzdem investierte er viel in seine Bilder; die wertvollsten Stunden, einen Teil von sich selbst, seine Überzeugung und Ehrlichkeit.

Dieses Werk wird auch bleiben, wenn längst alle persönlichen Erinnerungen mit den letzten Zeitgenossen begraben sind.

#### *Bekanntschaft mit dem Künstler*

Im Januar letzten Jahres sah ich im Kunsthaus in Chur in der Gründungsausstellung der GSMBA zwei Bilder Schäublins: der barmherzige Samariter 1934 und die Familie 1936 (Foto). Der seltsame Lichteinfall, die dumpfe, dennoch geheimnisvoll ausstrahlende Farbgebung beeindruckte mich stark. Bald darauf zeigte das Fernsehen über den Maler einen Film des holländischen Fernsehens. Der holländische Regisseur war als Gast der Pension Schäublin ebenfalls tief beeindruckt von den wenigen, aber qualitativ guten Werken des Autodidakten. Daraufhin fragte ich den 82-jährigen Künstler an, ob ich ihn in seinem Heim besuchen dürfe. Er holte mich am Bahnhof Klosters-Dorf ab. Er war müde geworden nach den vielen Schicksalsschlägen, doch geistig frisch geblieben. Er erzählte schlicht und interessant aus seinem Leben, das ihm alles außer seinen Bildern und dem Klavier, auf dem er noch täglich spielte, genommen hatte: seine geliebte Gefährtin Afra Brosi (der Maler sprach nie «meine Frau», sondern immer voller Achtung von Afra Brosi, als ob er sie noch als junges Mädchen sähe...). Sein einziger Sohn Johannes war 1975 erst 54jährig an einem Herzinfarkt gestorben: Er hatte als Harmonielehrer am Zürcher Konservatorium gewirkt. «Ich bin jetzt ganz allein, habe keine nahen Verwandten mehr», bedauerte Ernst Schäublin.

#### *Fügung des Schicksals*

Ernst Schäublin wurde am 15. August 1895 in der Stadt Basel geboren. Er wurde Bankbeamter. In seinen Ferien kam er nach Klosters-Dorf ins Haus Brosi, wo es ihm sehr gut gefiel. Er nannte es eine Fügung des Schicksals, daß er zur Erholung wieder kam. «Eines Tages hatte ich auf der Bank einen merkwürdigen Anfall; ich fiel einfach um, obwohl ich vorher und nachher stets gesund war. Der Arzt riet mir, aufs Land zu gehen. Daraufhin reiste ich ins Haus Brosi nach Klosters zur Erholung. Ich blieb, heiratete die Tochter Afra und wurde Bauer.»

Das Paar führte zusammen mit einer ledigen Schwester Afras eine Pension. Dadurch lernte es viele nette Menschen kennen, auch Künstler. In der Freizeit begann der Hausherr zu malen: zuerst auf ein Kästlein noch ein wenig dilettantisch ein Blumenstillleben; das zweite Bild zeigte bereits einen eigenen Stil, und die weiteren hatten die besondere Ausstrahlung, welche Kunstwerke auszeichnet und unvergeßlich macht. Es waren Familienszenen, einmal Kühe oder Motive aus der Bibel. Ein Bild schmückt die schiefe Rückseite einer Treppe. Der Maler hängte seine Werke im Haus auf; er verkaufte keines; liebte sie wie Kinder; manchmal malte er später wieder daran weiter, denn er war nie ganz zufrieden.

Die Gäste bestaunten das Geschaffene, und der Zürcher GSMBA-Präsident empfahl ihn der jungen Bündner Sektion. 1971 sei er dann allerdings wieder ausgetreten. «Ich paßte eigentlich nicht hinein: Ich hatte ja nur 13 Bilder geschaffen, war nur ein Freizeitmaler und gab meine Bilder nie gern aus dem Haus. Ich war ganz unglücklich, als zwei davon zur Jubiläumsausstellung im Kunsthaus waren.»

#### *Lebensabend*

Es war still geworden um Ernst Schäublin, als ich ihn kennen lernte. Er mochte nicht mehr malen, seit sein Sohn gestorben war. Er lebte nur noch in der Vergangenheit mit seinen Bildern, aber er war nicht verbittert; er wartete voller Zuversicht auf den Tod. Er sprach mit mir darüber vor dem Bild «Jakobs Traum». Jakob schläft auf der Bank: auf seinem Kopf brennt, lodert eine Flamme wie zu Pfingsten, die Mitte des Bildes zeigt eine moderne Stadt, in der Leben pulsiert, Menschen agieren in einem Hochhaus. Eine Himmelsleiter führt in unendliche Höhe; zwei Engel schauen auf Jakob herab. Das Bild vermittelt eine endlose Tiefe, oben löst es sich auf im Ungewissen.

Ich konnte das Bild nicht mehr vergessen. Ernst Schäublin traf ich nicht mehr; sein «Jakobs»-Traum ist vollendet. Ursula Schmid

## Zum Hinschied der Künstlerin Mili Weber



Am 11. Juli 1978 verstarb in St. Moritz die bekannte Kunstmalerin Mili Weber. Diese Frau, die es verstanden hat, sich in einer Zeit des Lärms und der Hast ein Leben in der Stille zu bewahren, und sogar der Publizität auszuweichen, war ebenso ungewöhnlich als Künstlerin wie als Mensch.

Geboren am 1. März 1891 in Biel verlebte sie eine behütete Kindheit in einer künstlerischen Familie. Ihre Halbschwester, Anna Haller, die sich bereits um die Jahrhundertwende einen Namen als Blumenmalerin ge-

macht hatte, förderte die schon früh in Erscheinung getretene Begabung von Mili. Das junge Mädchen absolvierte das Kindergärtnerinnenseminar Bern. 1912 reiste sie zusammen mit Anna Haller nach München, wo Mili in der Malschule von Prof. Knirr studierte. Als der Weltkrieg ausbrach, kehrten die beiden Mädchen in die Schweiz zurück. Nach dem Tode der Mutter verbrachte die Familie einige Jahre in Saas im Prättigau, und zog dann kurz nach Beendigung des Weltkrieges nach St. Moritz.

Mili arbeitete mit großer Hingabe. Sie malte Blumen und Kinder, vor allem aber Blumen mit dem Gesicht eines Kindes, die in ihrer märchenhaften Lieblichkeit an die Herzen der Menschen rührten. So wuchs ihr Ruf, die Aufträge nahmen zu. Verschiedene Verleger, Pro Juventute und auch Fabriken bestellten bei ihr Karten, Glückwunschkärtchen, Bilderbücher, Kinderbildnisse, aber auch Verpackungen für Schokolade. In Arosa schmückte sie ein Schulzimmer mit Fresken, und auch ihr eigenes Haus malte sie liebevoll aus.

Dieses schlichte Blockhaus, umgeben von Bäumen, bot Mili ideale Bedingungen für ihr Schaffen. Hier war es, wo ein verletzt aufgefundenes Reh von ihr gesund gepflegt wurde und als anhänglicher Hausgenosse da blieb. Diese Erlebnisse hat Mili Weber in der Geschichte vom «Rehli Fin» aufgezeichnet, die in den zwanziger Jahren zwei Auflagen erbrachte. Die Nachkommen dieses Rehs sind Mili bis zu ihrem Tode treu geblieben. Zeitweise sammelten sich ganze Scharen von Rehen um ihr Haus, ließen sich von ihr füttern und waren überaus zutraulich. Mili kannte freilich jedes einzelne, hatte für jedes einen Namen, und sie konnte im Winter hinter ihr Häuschen treten, und die ganze Reihe von Namen in den Wald hinaufrufen, worauf von allen Seiten die Rehe zwischen den Stämmen herankamen. Auch Hirsche kamen zu ihr, die Vögel setzten sich auf ihre Hand und die Eichhörnchen klopfen keck ans Fenster, wenn sie Futter wollten. Unvergeßlich an einem Winterabend beim Zunachten den mächtigen Hirsch zu sehen, wie er

stolz erhobenen Hauptes aus dem Wald geschritten kam, zum erleuchteten Küchenfenster hineinschaute, ob Mili da sei, und dann sich unter das Vordach des kleinen Kucheneinganges zu bücken, um mit dem Fuß energisch auf dem Kratzeisen zu scharren bis Mili es hörte und herauskam, um ihn zu füttern. Ebenso unvergeßlich, Mili selbst zuzuhören, wenn sie von ihren Tieren erzählte.

So wie sie in der persönlichen Begegnung erzählen konnte, anschaulich und lebendig, so schrieb sie auch. Ein Puppenhaus, das sie zum Andenken an eine jung verstorbene Freundin erhalten hatte, baute sie zu einem Schloß mit vielen Räumen und Personen um, und über diese Personen schrieb sie in vielen Jahren eine vielbändige Geschichte in ihrer klaren Handschrift. Die Geschichte ist mit vielen Bildern in zarten Farben illustriert, sie enthält entzückende Kinderlieder, die Mili selbst gedichtet und komponiert hat, und die sie auf ihrer Hausorgel vorzuspielen und zu singen pflegte. Daneben aber entstanden ihre Blumengeschichten, «diese sind Offenbarungen» schrieb sie selbst einmal in einer Monographie. Bildertafeln mit kurzen Texten versehen, so wie deren drei in den letzten Jahren herausgegeben wurden, jeweils ungefähr ein Dutzend Bilder umfassend, hat sie in sehr großer Zahl geschaffen. «Blumenseelchen» nannte sie diese Bilder und Geschichten, mit denen sie eine Aussage machen, ihren Mitmenschen eine Botschaft übermitteln wollte.

Trotz vieler, und teilweise auch sehr prominenter Freunde, blieb Mili Weber sich selber treu, blieb in der Stille, lebte ein Leben der Bedürfnislosigkeit und der Liebe. Liebe — das war der Quell, aus dem sie schöpfte, Liebe zu jeglicher Kreatur. Bei allem suchte sie stets das Gute und das Schöne. Trotzdem war es keineswegs so, daß sie die Wirklichkeit einer gnadenlosen Zeit nicht erkannt hätte. Aber gerade darum wollte sie den Mitmenschen mit ihrer Kunst zeigen, daß es in dieser Welt für den der offenen Herzens bereit ist, noch etwas anderes gibt, als das was täglich durch die Massenmedien an Negati-

vem dem Menschen bekanntgemacht wird.

Die Unteilbarkeit von Schöpfer und Geschöpf war für sie nicht nur überzeugter Glaube, sondern gelebte Wirklichkeit. Als Teil dieser Einheit hat sie ihr Leben verstanden, und es ist ihr gelungen, in einer Welt der Gespaltenheit, sich dieses Hineingenommensein in einen großen und einheitlichen Plan zu erhalten. In einer vollkommenen zu nennenden Harmonie mit Gott, der Umwelt und sich selbst hat sich ihr Leben und ihre Kunst erfüllt. Das Leuchten dieser Unversehrtheit umgab sie und übertrug sich auf jeden, der ihr mit reinen Absichten begegnete.

Der zweite Weltkrieg und die damit verbundenen Beschränkungen, schränkten auch die weitere Verbreitung ihrer Werke ein. Mili schuf unermüdlich, aber sie verkaufte ihre Werke nicht mehr. Der Tod ihres Bruders, mit dem sie eine tiefe Zuneigung und Seelenverwandtschaft verband, verursachte einen Einbruch in ihr Schaffen. Als sie nach längerem Unterbruch wieder zum Pinsel griff, waren ihre Bilder noch verinnerlichter und beseelter. Etwas von der kindlichen Fröhlichkeit war gewichen, die Zuversicht, der vertrauensvolle Glaube aber kamen noch ebenso stark zum Ausdruck. Ihr innigster Wunsch war nun, daß ihr ganzes Werk geschlossen beisammen bleibe in dem Haus, das ebenso Raum für ihr schöpferisches Wirken wie selbst Kunstwerk ist. Für dieses Ziel war sie auch bereit, die Publikation einzelner ihrer Werke zu gewähren. Durch die Spende einer Freundin war es 1972 möglich, die Geschichte vom «Rehli Fin» neu herauszugeben. 1973 erschien in einer sorgfältigen großformatigen Ausgabe die Bildergeschichte «Von dem Herzchen, das ein Seelchen wurde», 1975 die Bildermappe «Von den bitteren Becherlein» und 1976 der Bildband «Gib uns Licht».

Die Mittel aus diesen Büchern, ebenso wie zahlreiche Spenden haben die Errichtung einer Stiftung ermöglicht, welche gemäß Stiftungsurkunde bezweckt, das Haus mit seiner Gesamtausstattung dem künstlerischen

Lebenswerk von Mili Weber zu erhalten. Ihre Werke sollen darin Aufnahme finden und in gezielter Form der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Liegenschaft soll über den Tod der Stifterin hinaus Zeugnis geben nicht nur ihres Werkes, sondern auch ihrer Lebensweise. Schließlich will die Stiftung die Veröffentlichung von Mili Webers Werken übernehmen.

In den letzten Monaten machten sich bei Mili Weber Altersbeschwerden bemerkbar. Zwar klagte sie nie,

es muß für einen Menschen ihrer Art aber doch sehr schwer gewesen sein, das Augenlicht fast gänzlich zu verlieren. Umgeben und betreut von einem Kreis lieber Menschen fehlte es ihr zwar an nichts, aber die Kräfte ließen ständig nach und am 11. Juli gab sie ihre Seele dem Schöpfer zurück. Mit ihrer Kunst, aber ebenso sehr mit ihrem Dasein hat sie Werte geschaffen, die weit über ihren Tod hinaus die Menschen erreichen und beschenken werden.

Marcella Maier

## Prof. Dr. Armin Tschupp



Am 6. August 1978 verstarb in Chur Prof. Dr. Armin Tschupp. In einer eindrucksvollen Feier in der Kirche zu St. Martin nahm am 9. August die große Schar seiner Freunde und ehemaligen Schüler von ihm Abschied. Nach dem Trauergottesdienst von Pfarrer Walser würdigte Rektor J. Arquin sein Wirken an der Kantonschule, und seine Sängerfreunde vom Männerchor Chur erwiesen ihm mit Fahne und Franz Schuberts «Heilig, heilig ist der Herr» die letzte Ehre.

Prof. Tschupp ist im Alter von 78 Jahren gestorben. Wenn ihm auch die Beschwerden des Alters nicht erspart blieben, war ihm andererseits doch ein langer, wohlverdienter Lebensabend beschieden.

Als langjähriger Lehrer an der Kantonsschule und Vorsteher der Handelsabteilung war er bei seiner hochgewachsenen Gestalt eine an der Schule nicht zu übersehende markante Erscheinung und durch seine vielen Schüler und Sängerfreunde auch in Stadt und Kanton kein Unbekannter.

Als Bürger der kleinen Berggemeinde Scheid wurde er am 1. März 1900 in Thusis geboren, wo er seine Jugendjahre verbrachte, die Primar- und Sekundarschule besuchte, was ihm Thusis zur zweiten Heimat machte. Zeit seines Lebens blieb er der stattlichen Gemeinde am Fuße des Heizenbergs und am Ausgang der Vi mala eng verbunden, zog es ihn doch immer wieder zu Schwester und Freunden hinauf, wo er sich im geselligen Kreise wohl und heimisch fühlte. Als echter «Thusner» hat er auch seinem Thusner Dialekt stete Treue bewahrt.

Sein Vater war Volksschullehrer und eifriger Förderer der Dorfkultur. So wurden bereits in Armin Tschupps Jugend im Kreise seiner Familie die ersten, zarten Keime des Interesses und Sinns für Gesang und Musik sorgfältig gehegt und gepflegt. Sein ganzes Leben lang vermochte ihn dieser musische Bereich zu fesseln. So wundert es einen nicht, wenn sein Interesse neben der beruflichen Tätigkeit vor allem der Pflege des Gesanges galt. Während vieler Jahre war er treues und engagiertes Mit-

glied des Männerchors Chur und von 1940—1958 dessen langjähriger Präsident. 1950 wurde ihm die Ehre zuteil, als Nachfolger des Kantonalpräsidenten Emil Lang das Präsidium des Bündner Kantonalgesangsvereins übernehmen zu dürfen. Als begabter und eindrucklicher Redner trat er auf Gesangsfesten immer wieder in Erscheinung und hat durch seine gehaltvollen Reden das Seine zum Gelingen und zum Glanze solcher Veranstaltungen beigetragen. Am 16. Bündner Kantonsängerfest in Davos 1956 findet er für die Gesangsveteranen folgende Worte, die seine Einstellung zu Musik und Gesang gut zu charakterisieren vermögen:

«Die Bekanntschaft mit wertvoller Musik und mit schönen Texten hat Euch reicher gemacht. Durch fortschreitendes Eindringen in die Welt der Musik seid Ihr oft begeistert und ergriffen worden. Dazu durftet Ihr in Euern Vereinen Gemeinschaft im schönsten Sinne des Wortes erleben. Und viele unter Euch können bezeugen, daß die Sängerfreundschaft keine abgewertete Währung ist! — ... Nehmt alle unsern Dank entgegen für Eure Treue und singt tapfer weiter, ‚bis das letzte Lied verhallt‘», ruft er seinen Veteranen zu. — Auch er hat später so gehalten, bis zum Moment, wo auch für ihn das «letzte Lied» verklungen ist. —

Eine Genugtuung ist ihm im Alter sicherlich geblieben: Der Sinn für Musik und Gesang lebt in seiner Familie fort, hat es doch sein Sohn, Räto Tschupp, als Dirigent zu beachtlichen Erfolgen gebracht.

Seine berufliche Tätigkeit begann Prof. Tschupp mit dem Besuche der Handelsabteilung der Bündner Kantonsschule, wo er sich 1919 das Handelsdiplom erwarb. Nach kurzer kaufmännischer Tätigkeit als Volontär im Bankhause Lombard, Odier & Cie. in Genf trieb es den jungen, strebsamen Mann zu neuen Studien. 1920 immatrikulierte er sich an der Handelshochschule St. Gallen und erwarb sich nach fünf Semestern das Diplom als Handelslehrer. Nach nochmaliger kurzer kaufmännischer Praxis im Bankhause Rahn und Bodmer in Zürich zog es ihn neuerdings in den

Bann der Hochschule. An der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich widmete er sich volkswirtschaftlichen Studien und promovierte 1929 bei Prof. Dr. M. Saitzew zum Doktor der Volkswirtschaft. Seine Dissertation «Das theoretische System Turgots und seine Beziehungen zur physiokratischen Doktrin» stellen einen interessanten Versuch dar, die wirtschaftswissenschaftlichen Leistungen Turgots zu würdigen, jenes bedeutenden Ministers Ludwigs XVI (Contrôleur général 1774—1776), den Prof. Tschupp als «kritischen Physiokraten» klassifiziert, einerseits wegen seiner Übertragung der Physiokraten hinsichtlich logischer Schärfe und Ergebnisse seiner theoretischen Leistungen, andererseits aber auch wegen unverkennbarer Rezeption physiokratischer Gedankengänge.

Seine Lehrtätigkeit begann Prof. Tschupp während seines Universitätsstudiums als Hilfslehrer an der Handelsschule des Kaufmännischen Vereins und an der Kantonalen Handelsschule Zürich. Noch während der Ausarbeitung seiner Dissertation erfolgte seine Wahl an die Töchterschule der Stadt Chur. Seine Lehrtätigkeit an dieser Schule war aber nur von kurzer Dauer: 1930 wählte ihn der Kleine Rat zum Nachfolger seines ehemaligen Lehrers Prof. J. J. Wolf an die Kantonsschule, womit seine langjährige Tätigkeit als Lehrer und Vorsteher der Handelsabteilung ihren Anfang nimmt. Volle 35 Jahre, von 1930—1965, dauerte sein Wirken an Bündens höchster Landesschule. In seine Zeit — 1938 übertrug man ihm neben dem Lehrauftrag auch das neu geschaffene Amt eines Vorstehers der Handelsabteilung — fallen wesentliche strukturelle Änderungen der Handelsschule, dies in Anpassung an die Vorschriften des Bundesgesetzes über die berufliche Ausbildung (1930) und an den vom Biga erlassenen Normallehrplan (1936). Prof. Tschupp entwirft das erste Reglement unserer Handelsabteilung und eine Lehrplanänderung, welche der Handelsschule in wesentlich stärkerem Maße als bis anhin den Charakter einer kaufmännischen

Fach- und Berufsschule verschafft, so daß sie den gesteigerten Anforderungen der Kaufmannswelt auch zu genügen vermochte. In der eidgenössischen Klassifizierung wurde sie dann auch als höhere Handelsschule mittlerer Stufe eingereiht und ihr Diplom (Gelernter Kaufmann) eidgenössisch anerkannt. Zudem sicherten diese Anpassungen dem Kanton die Bundesbeiträge an die Handelsschule nach den neuen Subventionsbestimmungen. Der Ausbau des Unterrichts in den Handelsfächern wie auch die steigende Schülerzahl erforderte die Schaffung zweier neuer Lehrstellen für Handelslehrer (1932, 1945), unseres Erachtens ein deutliches Zeichen dafür, wie sehr die Handelsabteilung an Ansehen gewonnen hatte und einem eigentlichen Bedürfnis entgegenkam.

Als Dr. Tschupps größtes Verdienst auf Schulgebiet dürfen wohl seine erfolgreichen Bemühungen zur Einführung der Handelsmaturität bezeichnet werden, ein Anliegen, das ihm besonders am Herzen lag.

Mit dem Aufkommen der Handelshochschulen (1899 Gründung der Handelshochschule St. Gallen) und den wirtschaftswissenschaftlichen Abteilungen der Universitäten meldeten sich immer häufiger Absolventen der Handelsschule mit dem Wunsche, ein Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu absolvieren. Da ihnen der für die Immatrikulation an einer Hochschule notwendige Maturitätsausweis fehlte, verblieb ihnen nur die Möglichkeit, ihn an einer auswärtigen Handelsmaturitätsschule (z. Beispiel in St. Gallen, Zürich usw.) zu erwerben, ein Unterfangen, das einen beachtlichen Mehraufwand an Zeit und Geld erforderte, so daß sich das Bedürfnis der Einführung eines entsprechenden Unterbaus, der Handelsmatura, auch für Chur als immer dringender erwies.

1947 beschloß der Große Rat auf Anregung von Prof. Tschupp die Einführung einer Handelsmaturitätsabteilung an der Kantonsschule und bereits 1950 konnten die ersten sechs Absolventen dieser Abteilung mit dem Handelsmaturitätszeugnis aus der Schule entlassen werden. Vor 3

Jahren trafen sie sich zum 25jährigen Maturitätsjubiläum in der alten Alma mater zu einem frohen Festchen an dem es auch Prof. Tschupp noch vergönnt war, als geladener geschätzter Gast teilzunehmen.

In ihrer gut 30jährigen Existenz hat sich die Handelsmaturitätsabteilung bestens bewährt, vermochte sie doch mehr als 400 Maturanden auszubilden und ihnen den erfolgreichen Weg in die Praxis oder an die Hochschule zu ebnen. Ihre Doppelstellung — sie blieb neben Maturitätsschule gleichzeitig vom Biga anerkannte Berufsschule — hatte für manche Absolventen nicht zu übersehende Vorteile, fanden viele doch auch ohne Hochschulstudium verantwortungsvolle Stellen speziell in größeren Unternehmen, wo sie hinsichtlich allgemeiner und spezieller Bildung erhöhte Ansprüche zu befriedigen vermochten

Mit Ende des Schuljahres 1977/78 hat diese Abteilung nun ihr Ende gefunden. Notgedrungen hat sie dem sogenannten Wirtschaftsgymnasium — einer reinen Vorbereitungsschule für ein Hochschulstudium (praktisch für sämtliche Studienrichtungen) — weichen müssen, weil sie den erhöhten Anforderungen der Hochschulen nicht mehr zu genügen vermochte.

Prof. Tschupp hat diese Entwicklung aufmerksam und kritisch verfolgt und in Anbetracht der neuen Umstände auch begriffen. Ob er sich allerdings mit dem Eingehen der Handelsmaturitätsabteilung «seiner Abteilung», im tiefsten Innern zu einem überzeugten Ja durchzuringen vermochte, ist meines Erachtens doch nicht ganz so sicher.

Auf Ende des Schuljahres 1964/65 ist Dr. Tschupp wegen Erreichung der Altersgrenze von seinen Ämtern an der Kantonsschule zurückgetreten. Damals noch in bester körperlicher und geistiger Verfassung überließ er seinem Nachfolger eine geordnete und gut funktionierende Abteilung. Nach seiner Pensionierung stellte er sich immer wieder als geschätzter und versierter Experte anlässlich der Abschlußprüfungen zur Verfügung, bis ihm seine Krankheit auch für diese ihm lieb gewordene Tätigkeit Halt

gebot. — Sein Interesse an der Schule erlahmte indessen nie. Noch kurz vor seinem Tode bekundete er reges Interesse für die Geschehnisse unserer Kantonsschule.

Prof. Tschupp erfreute sich als Vorsteher, Lehrer und Mensch allgemeiner Anerkennung. In der Rektorskommission war er ein geschätzter, zuverlässiger Mitarbeiter, den

Lehrern gegenüber ein kollegialer, allzeit großzügiger und wohlwollender Vorgesetzter. Im Schüler sah er den jungen Menschen, der noch der Führung bedarf und erwartete und forderte von ihm eine bestimmte Haltung. Er begegnete ihm stets mit Verständnis und Wohlwollen und erwarb sich damit dessen Achtung und Sympathie

Armins Tschupps Verdienste um die Bündner Mittelschul-Jugend sind nicht gering. Es gebührt ihm dafür Dank und Anerkennung. Sicherlich werden alle, die ihn kannten und schätzen lernten — und es waren derrer nicht wenige —, ihm ein gutes und ehrendes Andenken bewahren.

Emil Kirchen

